

(Nachdruck verboten.)

23] Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Svan.

Nieze Blankenstein wollte sich aber nicht zufrieden geben und der Vorsitzende mußte ihr erst eine Haftstrafe androhen und der Anwalt ihr ganz energisch, wenn auch leise seine Ansicht sagen, ehe sie sich beruhigte. Trotzdem richtete sie ihre starren, dunklen Augen herausfordernd auf die ehemalige Freundin, und Ella Hellwig empfand den frechen Zwang dieser Blicke wie etwas körperlich Vorwärtsziehendes, dem sich ihre verängstigte Psyche nicht entziehen konnte.

„Also, Fräulein Hellwig,“ sagte der Vorsitzende, und sein Organ verlor bei dieser Anrede wieder alle Härte und hatte nur noch den Klang freundlicher Ermahnung:

„Nun sagen Sie uns einmal, was Sie von der Geschichte mit der Uhr des Zeugen Meyer wissen. . . . Es ist das ja schon eine geraume Zeit her und man kann, wenn erst Monate über einen an sich ja so gleichgültigen Vorgang — ich meine von Ihnen aus gesehen! — wenn erst Monate darüber hingegangen sind, da kann man manches vergessen haben. . . . Sie haben natürlich Ihren Eid abgelegt, daß Sie nichts verschweigen und nichts hinzusetzen wollen, und danach müssen Sie auch handeln. . . . also, mein Fräulein, was fällt Ihnen da noch ein? . . . Was haben Sie uns darüber mitzuteilen? . . .“

Ella Hellwig sah gequält die Richter an und erst auf des Vorsitzenden wiederholtes, freundliches Zunichten erwiderte sie mit einer Stimme, die kaum den Richtertisch erreichte:

„Ja, ich. . . ich kam gerade zu, wo der Herr Meyer wegging, aber ich habe nichts gehört davon, daß. . . daß. . .“

„daß die Angeschuldigte ihm das Mitnehmen der Uhr freigestellte, davon haben Sie nichts gehört. . . .“

„Pardon, Herr Landgerichtsdirektor,“ unterbrach Bander, „wir haben auch nichts gehört, von dem nämlich, was die Zeugin soeben ausgesagt hat. . . .“

Recht unwillig über diese Unterbrechung, doch nicht imstande, ihre Berechtigung ganz zu verneinen, sagte der Landgerichtsdirektor zu der Zeugin:

„Es wird gewünscht, daß Sie Ihre Aussagen etwas lauter machen, Fräulein, haben Sie verstanden?“

Ella nickte, aber sie war schon wieder am Ende mit der Beherrschung ihrer tollen Furcht. Kaum noch fähig, ihre Tränen zurückzuhalten, meinte sie, deshalb doch nicht lauter:

„Ich weiß gar nicht mehr, wie das damals war. . . . ich war so sehr unglücklich! . . .“

Und sie sah unwillkürlich zu dem Rechtsanwalt hin, wie wenn sie ihn hier im offenen Gerichtssaal als den wahren Urheber ihres ganzen Elends anklagen wollte.

Der wandte das Gesicht zum Staatsanwalt, der sich, seinem Gesichtsausdruck nach, ein wenig wunderte, über die liebenswürdige Behandlung der Zeugin Hellwig. Landgerichtsdirektor Baier hatte den Ruf eines sehr strengen Vorsitzenden und nach der Ueberzeugung des Staatsanwalts, der noch jung war und Ella Hellwig allerdings selbst sehr schön fand, hatte man es in ihr auch mit keiner besonders hochachtbaren Person zu tun. . . .

Bander hatte inzwischen mit seinem raschen Verstande herausgefunden, daß der Weg von diesem wehen Mädchenbild bis zur offenen Anklage gegen ihn über Ellas Schamhaftigkeit gehe. Und er war Psycholog genug, darin das beste Bollwerk für seine eigenen Interessen zu finden. Und mit dieser Ueberzeugung gewann seine rücksichtslose unnobel Natur auch den Mut zum schärfsten Angriff:

„Pardon, Herr Präsident! Darf ich jetzt einige Fragen an die Zeugin richten?“

Der Vorsitzende nickte verdrießlich, er sah ein, daß all seine beste Absicht die arme Ella jetzt nicht mehr schützen könne.

Mit scheinbarem Entgegenkommen in Haltung und Stimme fragte Bander:

„Wie lange haben Sie sich wohl bei Ihrer Freundin aufgehalten, Fräulein Hellwig?“

Der Vorsitzende zuckte die Achseln:

„Ich weiß nicht, wozu diese Frage dienen soll, Herr Rechtsanwalt!“

„Gleich, Herr Präsident! Es wird das sofort deutlich werden! . . . Wie lange wohl, Fräulein Hellwig?“

Ella, die noch nicht einmal begriff, daß das der Anfang war, um sie zu vernichten, dachte nach. Aber ihr zermartertes Hirn gab das Zeitmaß nicht her. Sie schüttelte nur den Kopf:

„Ich weiß nicht. . . .“

„Das ist doch aber sehr merkwürdig, daß Sie das nicht wissen! . . .“ Der Anwalt sah bei diesen Worten den Staatsanwalt und dann die Beisitzer an und merkte gut, daß Ellas Antwort einen schlechten Eindruck hervorgerufen hatte:

„Jedenfalls waren Sie doch Wochen lang bei der Angeklagten, nicht wahr? . . . und haben als deren Gast in ihrer Wohnung gelebt?“

„Na, jehw! hat se dis, selbstverständlich!“ fuhr Nieze dazwischen und mußte erst wieder vom Vorsitzenden in ihre Schranken gewiesen werden.

Ella nickte. Etwas wie Gleichgültigkeit gegen alles, was nun auf sie hereinbrechen würde, kam über sie.

„Und da haben Sie doch wohl Zeit genug gehabt, über den Vorfall mit der Uhr zu reden?“

„Nein“, sagte Ella überzeugend, „davon ist gar nicht gesprochen worden. . . .“

„Na, das ist doch aber sehr sonderbar! Sie kommen in eine fremde Wohnung, zu einer Bekannten, die Sie Gott weiß wie lange nicht gesehen haben und das erste, was Ihnen da begegnet ist — nach Darstellung der Anklage! — die Beraubung eines jungen Mannes durch Ihre Freundin! Und davon wollen Sie weder etwas gehört, noch gesehen haben?“ Der Anwalt wandte sich jetzt wieder an den Gerichtshof:

„Ich meine, meine Herren, wenn das nicht zu unseren Gunsten spricht, dann weiß ich nicht mehr, was man unter einem Entlastungsbeweis zu verstehen hat!“

Bander vermutete, ja er wußte, daß sich der Vorgang in der Art abgespielt hatte, wie ihn der Zeuge Meyer darstellte. Es lag ihm auch keineswegs daran, seine Klientin weiszuwaschen. Jetzt, nach diesem entscheidenden Schlag von seiner Seite, kalkulierte er sehr richtig, mußte der Präsident der Hellwig mit schärfster Frage zu Leibe rücken. Und das wollte er. Ella sollte wahrheitsgemäß aussagen, was sie gesehen hatte und dadurch ihre einstige Freundin in Rage bringen. Deren Charakter hatte der Rechtsanwalt hinreichend kennen gelernt; die, das ließ sich mit Sicherheit annehmen, würde dann losgehen wie eine Wütende, und der armen Blondin nichts, aber auch gar nichts ersparen. . . .

Und es kam alles genau so, wie es die Lücke dieses Menschen vorausberechnet hatte.

Biel ernster, als vordem fragte der Vorsitzende:

„Haben Sie das also gesehen oder nicht, Fräulein?“

Und Ella, deren Hoffnung im Sterben lag, und deren Sinne allmählich stumpf geworden waren, sagte jetzt ganz deutlich:

„Ja, ich habe es gesehen. . . .“

Der Präsident sagte beide Lehnen seines Armstuhles und beugte seinen trockenen, weißhaarigen Kopf weiter vor.

„Sie haben es gesehen? . . . Sie waren dabei, wie die Angeklagte dem Zeugen die Uhr aus der Tasche nahm? . . . ja? . . .“

Ella nickte.

„Ja, Herr. . . Herr Präsident! . . .“

„Dis is nich wahr!“ heulte Nieze Blankenstein dazwischen, „dis is nich wahr! . . . die lügt! . . . Das is meine Mensch! . . .“

Und ohne auf die drohenden Worte des Vorsitzenden zu achten, der aufgesprungen war, schrie das schwarzlockige Weib wie eine Furie in den Saal hinein:

„Zu fressen hab' ich ihr jegeben un auf 'n Strich sind wa jejang' zusamm. . . . un jetzt will se mich hier rinpacken, aber id wer se schon! . . . ich reiß ihr. . . !“

Weiter kam sie nicht. Auf den Wink des Vorsitzenden von zwei Schutzleuten gepackt, wurde sie abgeführt, um vor-

künftig zur Strafe für ihren Erzeß eine dreitägige Gaststrafe zu verbüßen. Von draußen hörte man noch das Getöse der Hysterischen.

Ella Hellwig stand noch immer vor dem Richtertisch, aber sie hatte sich, ohne mehr daran zu denken, wo sie sich befand, nach der Zeugenbank umgedreht. Hinter dieser war der Zuschauerraum, und in diesem stand krampfhaft das Lächeln auf seinem todblassen Gesicht festhaltend — Kurt von Solfershausen.

Während der ganzen Verhandlung hatte er draußen auf dem Korridor gestanden. Und sobald Ella den Gerichtssaal verlassen hätte, wollte er sie in seine Arme nehmen und wollte sie trösten! Er wollte ihr sagen, daß sie selbst ja ganz unschuldig sei an dem Schrecklichen, an dem ecklen Jammer, der sie eine Zeitlang umfassen gehalten hatte wie ein Ungeheuer, dem der wegmüde Wanderer in den Rücken fällt, wenn er am meisten nach Ruhe und Frieden sucht. . . Er wollte sie küssen und ihr gut sein, so lange, bis sie die traurige Stunde und die schmachvollen Erinnerungen ganz vergessen hätte, die eine brutale Rechtspflege wachruft und mit denen sie oftmals über das Schicksal eines Menschen für immer entscheidet! . . . Er wollte . . . ja, er wollte! . . .

Da! . . . was war das für ein Gefühl? . . . Was tat man ihr, die er liebte? . . . Einen Moment, den er später tausendmal bereute, verließ ihn seine ruhige Ueberlegung — er trat rasch in den Zuschauerraum, hörte noch die letzten widrigen Worte jener Dirne und sah in das von Grauen entstellte Antlitz seines armen Liebchens . . .

Er sah sie, fuhr mit der Hand über die Augen und glaubte, ein Spuk äßte ihn: Da, da, wo noch eben Ella Hellwig gestanden, war niemand mehr! . . . Ella war fort! war fort! . . . Und so schnell er den Zuschauerraum verließ, so schnell er den Korridor und die Steintreppe hinabeilte — sie blieb verschwunden!

Kurt wußte, daß er nicht hineingehen brauchte, um sie zu suchen . . . Er ging und fand sie nicht . . . Und wartete vergeblich auf die Rückkehr, diesen und alle anderen Tage.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Kämpfer.

Von Max Halbe.

(Fortsetzung.)

Natürlich kam ich auf alle möglichen Gedanken. Junger Mensch! Da lernte ich also meine spätere Frau kennen. Sie war Wirtschaftlerin auf dem Gut. Ich sah sie alle Tage. So ziemlich das einzige weibliche Wesen, das in Betracht kam. Und man war zwanzig Jahre alt! Sie siebzehn. Und die hübsche Nationaltracht! Ich verliebte mich eigentlich in die Tracht. . . Ja, Sie lachen!

„O, nein, durchaus nicht, bitte sehr! Ich begreife das vollkommen. Ich kann mir das so gut vorstellen. Ich freue mich nur, wie Sie das alles so erzählen! So alles in dem gleichen Ton! Als ob das alles gar nichts sei! Und dabei doch wieder . . . Man könnte die Häuste ballen! Aber bitte, weiter!“

„Ja, das sagen Sie! Mir war das damals auch gar nichts. Wir verlobten uns einfach. Ich wollte sie schlankweg heiraten. Als ich das nach Hause schrieb, da war der Teufel los. Natürlich setzte ich erst recht meinen Kopf auf. Hätte man mich irgendwie darauf aufmerksam gemacht, wie ich mir das eigentlich dachte! Wobon wir leben wollten! wie das werden sollte! Wer weiß, ob ich mich nicht besonnen hätte! Aber da kennen Sie meinen Vater schlecht. Kein Wort von so etwas! Von vernünftigem Vorstellen! Bloß Flüche und Vorwürfe! Mein Stand und ihr Stand! Entehrung und Verstoßung und solche Scherze mehr! Natürlich hielt ich nun erst recht fest.“

Da kam mir der Gedanke mit Amerika. Ich stellte mir das in den glänzendsten Farben vor. Es konnte mir gar nicht fehlen. Meine Frau stimmte mir bei. So zogen wir los. Drüben heiratete ich sie. Und hinter mir warf mein Vater mir seinen fürchterlichsten Fluch nach. Es ist damals ein Dokument aufgesetzt worden, worin ich feierlichst enterbt wurde. Mich ließ das alles kalt. Mit meinem Vater war ich fertig.“

„Und wie stehen Sie heute zu Ihrem Vater?“

„O, ganz gut! Natürlich war ich nicht untergegangen. Ich brachte sogar noch Geld mit. Was denken Sie sich, das imponierte doch meinem Vater! Soldaten Leuten imponiert nur der Erfolg! Er hielt es für seine Pflicht, äußerlich wieder anzuknüpfen, und ich kam ihm entgegen. Aber wir sind uns fremd. Er weiß, was ich von ihm halte. Das sind alles Vorurteile, mit der Vaterliebe und sonst! Ich kenne keine Vaterliebe! Ich kenne nur noch die allgemeine Menschenliebe und vielleicht die Mutterliebe! Vielleicht! Ich bin mir noch nicht klar, ob das nicht auch nur Egoismus ist. Aber alles andere ist Vorurteil!“

Vorurteile! Ja, die brachte ich genug mit nach drüben. Das ist der Vorteil, wenn man rauskommt, in ein fremdes Land. Sie glauben gar nicht, wie mir das hier alles verbarrikadiert vorkommt! Jetzt! Mir ist das alles so klar. Ich begreife gar nicht, daß die Leute das nicht einsehen. Aber damals war ich selbst so vollgepfropft mit Vorurteilen. Das mußte ich alles über Bord werfen. Wenn ich zurückdenke, wundere ich mich, daß ich nicht untergegangen bin. Es hat auch ein paarmal nicht viel gefehlt.“

Zuerst fingen wir ein Barbiergeschäft an. Denken Sie sich, aufs Geratewohl ein Barbiergeschäft!

Wir blieben in New York. Englisch konnte ich nicht. Meine Frau natürlich auch nicht. Ich hatte von Hause noch tausend Dollar mitgenommen, als Reisegeld. Mein Vater war ja froh, daß er mich los war! So, als letzte Abfindung! Die gingen natürlich drauf. Nach drei Monaten waren wir fertig. Und dann ging erst das Leben los. So lange waren wir ja Bourgeois gewesen, immer noch Europäer. Aber dann kam's! Dann kam's. . .!

Mein Genosse atmete tief auf, während wir schon durch die menschenleeren Straßen von Charlottenburg schritten und unter unseren Sohlen das Pflaster kitzte, daß die Häuser den Klang zurückwarfen, die dunklen Häuser mit ihren erloschenen Fenstern gleich stieren Augen. Und mein Nachbar erzählte weiter in seiner gedämpften Art und schwante seinen Stod, und das dumpfe Dröhnen unserer Schritte geleitete uns.

„Ich weiß, was das heißt, Proletarier werden! Ich hab' das kennen gelernt, wie man so allmählich vertiert! Wenn ich abends nach Hause kam, von der Arbeit, in der ersten Zeit legte meine Frau immer eine weiße Decke über den Tisch, das Essen stand auf der Decke, und Zeller und Messer und Gabeln dabei. Da waren wir noch bürgerlich angehaucht. Da mußte noch alles nach was aussehen. Sonst fühlten wir uns nicht wohl. Aber nachher kam für die weiße Decke ein Wachstuch, und dann blieb das auch weg. Das Essen stand auf dem bloßen Tisch in einer Schüssel, und ich fuhr mit dem Löffel hinein und aß mit einer Gier! Da macht man keine Umstände, wenn man den ganzen Tag auf dem Gerüst gestanden hat. Da wird einem alles gleich. Bloß satt werden! Kalt werden! Ich schlang das herunter, und wenn ich voll war, ging ich ins Nebenzimmer und warf mich aufs Bett. Manchmal brannte ich mir noch eine Pfeife an und las in 'ner deutschen Zeitung. Aber schließlich auch das nicht mehr! Kaum lag ich, dann schlief ich und gleich durch bis zum Morgen. Und am Morgen ging's von neuem los. Ja, da sah ich erst, was das Leben war! Da lern' ich's erst von der richtigen Seite kennen! Das muß man durchgemacht haben! Und dann keine Aussicht, daß es mal anders wird! Proletarier bleiben!“

„Ja, da liegt's,“ warf ich ein. „Proletarier bleiben. Was waren Sie, wenn ich fragen darf?“

„Ich polierte zuerst. Aber damit war nichts zu verdienen. Das wird schlecht bezahlt dadrüben. Was blieb mir weiter übrig! Ich verstand ja nichts. Ich war froh, daß ich dabei ankam. Ich war ja so schrecklich unpraktisch! In jeder Beziehung! Ich fand mich fürchterlich schwer in das Leben! Auch mit der Sprache und meinen Kollegen! Das machte mir alles solche Schwierigkeiten, mich da hineinzufinden! Das waren die Früchte meiner Erziehung. Erst allmählich ging mir das auf. Ich mußte das alles erst lernen, eigentlich von der Pike anfangen. Die einfachsten Handgriffe! Dabei kam ich nicht weiter. Ich war zu schwerfällig, das ganze System ekelte mich an. Diese wahnsinnige Konkurrenz! Dies gegenseitige Ueberdöseln! Dies Duden nach oben und Drüden nach unten! Das wurde mir alles viel schwerer als den anderen. Ich empfand alles so schrecklich! . . .“

Ich wehrte mich, so lang es ging. Aber ich kam nicht weiter. Wir mir das Wasser am Halse saß. Ich hatte die Wahl, unterzugehen oder es zu machen wie die anderen. Mit meinem Lohn als Polierer war nicht zu leben. Meine Frau hatte eine Stelle als Aufwärterin, nachher als Dienstmädchen. Aber das half auch nicht viel. Da war guter Rat teuer. Das Schiff war am Versinken.

Aber ich hatte schon ausgelernt. Ich sah, wie's die anderen machten. Ich war schon geschmeidiger geworden. Ich sagte mir: Jetzt machst Du noch einen letzten Versuch. Wenn der mißglückt, dann gibst du's auf. Aber frech! frech! . . . Ich wußte, daß Radierer besser bezahlt wurden. Es wurde damals viel gebaut. Auf den Neubauten braucht man Radierer. Wissen Sie, zu den Türen und Fenstern und so weiter. Ich hatte keine Ahnung, wie man das macht. Aber warum sollte ich das nicht ebenso gut können wie die anderen? Sie sehen, ich paßte mich schon an.

Ich ging einfach zu einem Unternehmer, es war ein fürchterlicher Schänder, und fragte, ob ich eine Stelle als Radierer bekommen könne. Er fragte mich: „Haben Sie schon ladiert?“ „Versteht sich“, antwortete ich, „sonst stünd' ich nicht hier.“ „Wo?“ fragte er. „Da und da“, sagte ich und wußte natürlich, daß er nicht nachfragen würde. „Wieviel verlangen Sie?“ fragte er. „Unter sieben Dollar die Woche kann ich's nicht machen.“ „Schön“, sagte er, „sollen Sie haben, aber leisten Sie nichts, werden Sie entlassen.“ „Versteht sich“, sagte ich und ging. Die Stelle hatte ich also.

Am nächsten Morgen trat ich an. Ich sah so'n bißchen von der Seite, wie's die anderen machten, und fing an. Erst so, dann so. Das ging ja. Aber neben mir stand einer, der war hingeseht, aufzupassen. Den kaufte ich mir. Ich horchte ihn erst ein bißchen aus. Er schien zugänglich. Ich gab ihm Schnaps und versprach ihm die Hälfte von meinem Wochenlohn der ersten Woche. Dafür zeigte er

mir die Handgriffe. Schwer war das ja nicht. Man mußte es nur wissen. Ich hatte das bald lapiert, und nach vier Wochen ladierte ich, als wenn ich nie was anderes getan hätte.

Ich blieb da ziemlich lange. Zuerst dachte ich jeden Tag, ich werde hinausgeworfen. Der Unternehmer paßte auf wie'n Luchs. Jeden Abend stellte er sich vor den Ausgang, wenn wir von der Arbeit rauskamen, und entließ die Untauglichen. In Amerika gibt's keine Kündigung. Sie wissen nie, ob Sie nicht morgen auf dem Pflaster sitzen. Das gehört mit zum System. Vollständige Freiheit zum Verhungern! Es hat ja auch sein Gutes. Wenn's einem nicht gefällt, geht man. Man ist wenigstens nicht gebunden. . . . Der stellt sich also vor den Ausgang und zeigt mit dem Finger: „Sie können gehen, und Sie gehen und Sie und Sie.“ Auf mich zeigte er aber nicht. Da bekam ich Mut. Holla, dachte ich mir, du mußt doch was leisten, der entläßt dich nicht. Ich wunderte mich über mich selbst. Aber das machte mich sicher. Ich drang schon mehr in das System ein. Ich sah, wie es gemacht wird. Ich fing an, rücksichtslos beiseite zu stoßen, was mir im Wege stand. Ich sagte mir, entweder du trittst oder du wirst getreten. . . . Tja, es blieb mir nichts anderes übrig. Es tat mir innerlich selbst leid, wenn ich so einen armen Kerl beiseite stoßen mußte, der doch dasselbe Recht hatte wie ich. Aber da gab's keine Kameradschaft. Verdienen! Verdienen! Das ist das System! Daraus resultiert alles, da treibt immer einer den anderen! Leben ist das gar nicht zu nennen! Alles ist auf gegenseitige Uebertrumpfung eingerichtet. Jeder sieht im anderen seinen Todfeind, der ihm die Dollars wegschnappt. Einer überhebt immer den anderen.

Wissen Sie auch, daß ich gedacht habe, ich bin im Begriff verückt zu werden, oder ich bin's schon?!

Aber ich überwand das auch. Und schließlich fand ich Gefallen an dem Treiben. Dann wurde ich immer sicherer. Ich verlangte eine Lohnerhöhung und bekam sie. Ich lernte vor allem, meine Verdienste ins richtige Licht setzen. Natürlich ging das nur auf Kosten der anderen. Aber man wird zur Bestie! Und dann lernte ich, niemals so tun, als könnte ich etwas nicht. Ich sah, daß es nur darauf ankam, frech zu sein. Da war ich schon auf dem besten Wege.

Ich ging dann bald von meinem ersten Chef weg und kam zu einem von seinen Konkurrenten. Der hatte mich lange haben wollen. Da machte ich einen Hauptcoup. Es war gemein, aber es half mir. Ich mußte irgend was machen, was mich weiter brachte. Wenn die anderen nicht darauf kamen, war das ihre Schuld. Sie hatten die vollständige Freiheit dazu.

Sie sehen, ich war schon ganz im System drin. Ich war den anderen schon über. Die Türen wurden gewöhnlich zweimal ladiert. Aber der richtige Glanz kommt erst bei der dritten Ladierung. Bei Tage war dazu keine Zeit. Wir hätten sonst nicht das vollständige Quantum zustande gebracht. Ich ging also bei Nacht hin und ladierte mein Ziel noch ein drittes Mal über. Wir hatten natürlich Mondschein. Wenn sie trocken waren, zeigte ich dem Chef meine Türen. „Sehen Sie, die sind von mir, und nun vergleichen Sie die mal mit den anderen!“ Der Unterschied war natürlich klar. Das imponierte ihm. Selbstverständlich hatte niemand eine Ahnung, daß ich nachts hinging.

(Schluß folgt.)

Hochwasser-Katastrophen.

Von Dr. C. R. Kreuzhner.

Der in seinem bisherigen Verlauf durchaus ungewöhnliche Winter hat nach fast frühjahrsmäßig warmen Tagen um die Weihnachts- und Neujahrszeit seinen unberechenbaren Launen die Krone mit einer Hochwasserkatastrophe höchst seltener Art aufgesetzt. Während bei 10 bis 15 Grad Kälte über England, das durch sein gemäßigtes Winterklima bekannt ist, wirkliche Wizzards dahinstreifen, die binnen wenigen Stunden den Eisenbahn- und Tramwayverkehr lahm legten, während die den Verkehr über den Aermelkanal besorgenden Dampfer die Ueberfahrt nicht wagen durften, während in der Nordsee unerhörte Stürme tobten, setzte von den rheinischen Mittelgebirgen und von der Nordseescheide zwischen der Rhone einerseits und Loire und Seine andererseits bis zum Atlantischen Ozean und der Nordsee ein mächtiges Tauwetter ein, das die in einem höchst niederschlagsreichen Winter im Berg- und Hügelland aufgespeicherten Schneemassen reißend zum Schmelzen brachte und namentlich über Paris ein Hochwasser heraufbeschwor, wie es die Geschichte der alten Lutetia Parisiorum seit mehr als einem Vierteljahrtausend nicht aufzuweisen vermag.

Hochwässer gehören im März und April zur Zeit der Frühjahrschneeschmelze oder im Hochsommer, wenn nach langer Trockenheitsperiode in ausgedehnten Gebieten unter weit ausgebreiteten Gewittern kolossale Niederschlagsmengen als Wollenbrüche niedergehen, zu den mit einer gewissen Regelmäßigkeit wiederkehrenden Naturerscheinungen. Witten im Winter sind sie eine große Seltenheit, die nur bei dem unglücklichen Zusammentreffen mehrerer Umstände zur schreckvollen Wirklichkeit wird. Es müssen im Verlaufe von Wochen und Monaten große Schneemassen sich übereinander abgelagert haben, die in den Tiefländern vielfach durch Schmelzen wieder gänzlich verschwinden können, so daß der städtische Bewohner des Flachlandes nichts von der drohenden Gefahr ahnt, während in den etwas höheren Lagen, denen auch eine entsprechend niedrigere Durchschnittstemperatur zukommt, kein Abschmelzen

stattfindet und deshalb eine Schneeschicht nach der anderen sich über dem Erdboden anhäuft wie die Jahresringe eines Baumes. Gestaltet sich dann über West- und Mitteleuropa die Verteilung und Veränderung des barometrischen Druckes so, daß große, aus Südwest anrückende Zykone über Mitteleuropa hinwegstreichen, so ist die Ursache zur Entstehung warmer und anhaltender südlicher oder südwestlicher Winde gegeben, die binnen wenigen Stunden eine tagelang anhaltende Erhöhung der Temperatur um 10 bis 15 Grad Celsius hervorbringen können. Nur unter diesen Umständen ist es möglich, daß in den unter hohem Druck stehenden nördlichen Gegenden Europas, bei Garparanda, dem in Finnland gelegenen Kältepol Europas, in Sankt Petersburg oder in Wilna in Lithauen polare Temperaturen von 20 und mehr Grad Kälte herrschen können, während in einer Entfernung von 40 bis 50 Bahnstunden in südwestlicher Richtung ausgesprochene Frühjahrswärme auftritt. Am auffallendsten tritt das Hereinbrechen warmer Luftströmungen mitten im Winter in Innsbruck nördlich vom Brenner in Erscheinung, wo zuweilen am Abend strenger Frost mit 10 bis 12 Grad Kälte herrscht, während am nächsten Morgen, noch nicht 12 Stunden später bei 8 Grad Wärme alles in den zergehenden Schneemassen schwimmt. Daß unter diesen Umständen die Berge bis zur Höhe von 1500 Metern binnen kürzester Frist schneefrei werden und ihren Ueberschuß an Niederschlägen in reißenden Wildbächen den großen Herströmen des Landes zuführen, bedarf keines weiteren Beweises. Ganz besonders kritisch aber wird die Wetterlage, wenn die Wärmewellen das Flußgebiet eines Stromes treffen, dessen Nebenflüsse, wie es bei der Seine der Fall ist, mit annähernd gleicher Flußlänge von verschiedenen Seiten konzentrisch wie die Radien eines Kreises oder die Sektoren eines Kreises einem Mittelpunkt zufließen. Wenn man einen Blick auf die physische Karte von Mitteleuropa wirft, erkennt man sofort, daß gerade die Seine ein Herstrom in diesem typischen Sinne ist, bei dem unmittelbar oberhalb Paris und wenige Meilen weiter stromaufwärts bei Fontainebleau und Montereau die Marne mit dem Grand Morin, der Loing und der Yonne mit ihren zahlreichen Nebenflüssen ihre von den Monts du Morvan, dem Plateau de Langres und der Côte d'or kommenden Wassermassen mit denen des Hauptstromes vereinigen.

So viel zur Erklärung der französischen Katastrophe der letzten Tage, die ein edles Schulbeispiel einer winterlichen Wassermot ist und — nebenbei gesagt — nie einen so großen Umfang angenommen haben würde, wenn man sich in Frankreich zur rechten Zeit zur Anlage großer Talsperren bequemt hätte, die sich mehr und mehr als das einzig wirksame Mittel gegen unberechenbare Wasserröte herausstellen.

Es ist heut Mode geworden, der fortschreitenden Abholzung der Wälder in allen Hochwasserkatastrophen den größten Teil der Schuld zuzuschreiben, ohne in eine genaue Kritik der ursächlichen Momente einzutreten. Demgegenüber kann, so sehr die gründliche Entwaldung eines Landes auch das Eintreten von Ueberschwemmungen begünstigt, nicht der Hinweis darauf unterlassen werden, daß auch in Zeiten, wo von einer umfangreichen Zerstörung der Wälder noch nicht die Rede sein konnte, wahre Sintfluten von Ueberschwemmungen eingetreten sind. Es sind sichere Beweise dafür vorhanden, daß schon im alten Germanien zu Cäsars Zeiten die Gegenden des Unter rheins, also hauptsächlich das Gebiet des heutigen Hollands, das schon damals von den Batavern durch See- und Flußdeiche geschützt war, häufig von Ueberschwemmungen heimgesucht wurden, die weniger durch die Sturmfluten der Nordsee als durch den wild gewordenen Strom herbeigeführt wurden.

Freilich, wo Hochwässer der Ströme sich mit den Springfluten des Meeres, namentlich mit den ungeheuren Flutwellen kombinieren, wie sie durch ein unterseeisches Erdbeben hervorgerufen werden, ist alle menschliche Mühe am Ende ihres Könnens. Eine der ältesten bekanntgewordenen Katastrophen dieser Art fällt in das Jahr 873 vor Christus, in dem die alte Hauptstadt der Jonier, Helike, mit fast sämtlichen Einwohnern vom Meere verschlungen wurde. Ein Seebeben hatte die Pluten des Golfes von Korinth so hoch aufgestaut, daß der Wasserwall bis in die mehr als 2 Kilometer vom Strande entfernte Stadt und in die Nachbarstadt Bura eindrang und sämtliche Gebäude einschließlich des herrlichen Tempels des Poseidon zerstörte. Die damals zur Hilfsaktion entsandten 2000 Achäer waren nicht in stande, die Leichen unter dem Trümmern hervorzu ziehen und trugen obendrein auch noch die Reime der an der Unglücksstätte ausbrechenden Pest in ihre Heimat.

Die gleichen Ursachen liegen bei der furchtbaren Uebersutung Konstantinopels vor, die fast bis auf den Tag genau vor 400 Jahren mehr als 100 Moscheen und 1100 Wohnhäuser in Trümmer legte, während 8000 Menschen ihren Tod in den Gewässern des Bosphorus fanden. Noch weit gräßlicher aber waren die Verwüstungen der großen Meeresflut, die gelegentlich des gewaltigen Erdbebens in Peru im Jahre 1746 Callao, die Hafenstadt der Hauptstadt Lima, von Grund aus zerstörte. Am 28. Oktober des genannten Jahres trafen gleich bei dem ersten Erdstoß auf einer mehrere hundert Meilen langen Linie an der Westküste Südamerikas die Gewässer des Stillen Ozeans viele Kilometer weit vom Strande zurück, um sich nach wenigen Minuten als ein 30 Meter hoher Wasserwall auf den entblößten Strand zu stürzen, wo Callao, Caballos, Chinda, Huacho, Camana, Pacocha, Guanape und noch manche andere blühende Hafenstadt so gründlich zerstört wurden, daß man den Ort, wo sie gestanden, nur mit Mühe wiederfinden konnte. Was das Wasser in Bissabon

gelegentlich des großen Erdbebens vom 1. November 1755 anrichtete, ist unbekannt, es wird aber noch übertriffen von der unschreiblichen Katastrophe, die über die Küsten des Sunda-Archipels hereinbrach, als in der Nacht vom 26. zum 27. Aug. 1883 der 822 Meter hohe Vulkan der 16 Quadratkilometer großen Insel Krakatau, des Pic Perbatuan explodierte und mit dem größten Teil der Insel in die Tiefe sank. Die Flutwelle, die damals über alle Küsten in der Nähe der Sundastrasse hinwegging, erreichte eine Höhe bis zu 60 Meter und kostete nachweislich auf Java, Sumatra und Borneo mehr als 150 000 Menschen im Verlauf von nur wenigen Minuten das Leben.

Verheerungen von gleichem Umfange sind bei durch Flüsse im Binnenlande verursachten Ueberschwemmungen in Europa kaum denkbar, man mühte denn eine immerhin nicht ganz unmögliche Zerstörung von Budapest oder Szegedin, wo ähnliches sich ja schon einmal, am 11. und 12. März 1879, ereignet hat und 5300 Häuser zusammenbrachen, während 2000 Menschen erkrankten, durch ein neues, gewaltiges Hochwasser der Donau und Theiß in Betracht ziehen. Weit drohender liegt die Ueberschwemmungsgefahr bei den großen chinesischen Strömen, dem Huangko und Yang-tse-kiang, bei denen ähnlich wie beim Po in Oberitalien nicht nur der Wasserspiegel, sondern der Boden des Flussbettes bedeutend höher liegt als das benachbarte Tiefland, so daß ein Deichbruch zu einer nach Hunderten von Kilometern in die Breite rechnenden Ueberschwemmung des reich bevölkerten Flußtales führt. In diesen Niederungen, namentlich östlich von Kai-fung sind deshalb bei den großen Ueberschwemmungen der Jahre 1868, 1869, 1872, 1874 und zuletzt 1889 Millionen von Menschen zugrunde gegangen und angefaßt die Langsamkeit der chinesischen Behörden ist nicht daran zu zweifeln, daß bis zu der in weiter Zukunft stehenden Vollenbung moderner Flußkorrekturen noch weitere Millionen an gänglich unberechenbaren Terminen ertrinken und Reptun, dem Wasserzufuhr, einen großen Schmaus bereiten werden. Auch am Ganges walten ähnliche Verhältnisse ob, und wenn im Mai die jährlich wiederkehrende Hochflut des heiligen Stromes einsetzt, gleicht das untere Bengalen an der Mündung des Ganges und Brahmaputra einem weiten See, aus dem nur die Dörfer und Bäume und manche durch Deiche geschützte Landstriche hervorragen.

Unter den deutschen Strömen haben Oder und Weichsel am häufigsten Ueberschwemmungen hervorgerufen. Das 33 Kilometer breite Weichseldelta (auch Werder genannt) zwischen Danzig und Elbing war seit Jahrhunderten den furchtbaren Ueberschwemmungen hauptsächlich aus dem Grunde ausgesetzt, weil auf russischem Gebiete nichts geschah, um die Vorflut zu verbessern. Während des Eisganges im Jahre 1840 bahnte sich nun der Strom am 2. Februar noch eine neue Mündung, indem er bei Neufähr die schmale Nehrung durchriß und zwei Meilen östlich von Danzig der Ostsee zuströmte. Bergleiblich waren alle Versuche, dem Strom seinen Raub wieder zu entreißen. Dagegen gelang es mit einem Kostenaufwand von 20 Millionen Mark in den Jahren von 1888 bis 1896 die Binnenehrung von Sieblersfähre bis Schienenhorst zu durchstechen und dem Strom statt der bisher nordwestlichen Richtung einen neuen, 6 Kilometer langen, nördlich gerichteten Lauf aufzuzwingen, wodurch die Gefahr der Ueberschwemmungen im Werder wesentlich herabgemindert wurde.

Zu unzähligen Malen hat auch die Oder Verderben über ihre Flußtäler gebracht, weil die von den schlesisch-österreichischen Grenzbergen des Sudetenzuges herabkommenden, linken Nebenflüsse ihren Wasserüberschuß bei der Schneeschmelze und bei sommerlichen Hochfluten ziemlich gleichzeitig dem Hauptstrom zuführen. Als im Jahre 1897 wieder einmal eine gewaltige Ueberschwemmung ganz Schlesien heimgesucht hatte, entschloß man sich endlich zu dem einzigen, wirklichen Schutz gewährenden Abhilfsmittel, indem man mit dem Bau der 3 Millionen Mark kostenden Talsperre im Queistal bei Mar-Lissa begann, die ungefähr 15 Millionen Kubikmeter Wasser aufzunehmen und später allmählich abzugeben vermag. Inzwischen sind auf den Bau anderer Staubecken in Schlesien ungefähr 20 Millionen Mark verwendet worden, andere Talsperren sind zur Ausführung bestimmt und so ist die Aussicht vorhanden, daß Schlesien in einer nahen Zukunft vor den großen Ueberschwemmungen geschützt sein wird, von denen oft eine einzige Vermögensverluste von solcher Höhe verursachte, daß man dafür das ganze Schutzsystem von Talsperren hätte bauen können.

Allerdings bergen auch die Talsperren trotz ihrer zweifellos segensreichen Wirksamkeit insofern eine gewisse Gefahr in sich, als auch ihre gemauerten Staubämme einmal unterwaschen werden können, worauf sich dann unfehlbar eine sintflutgleiche Ueberschwemmung über das weiter abwärts gelegene Flußtal ergießen muß. In Nordamerika ist auch wirklich einmal am 31. Mai 1889 bei Johnsontown im Staate Pennsylvanien der 33 Meter hohe Damm eines großen Staubeckens geborsten, wobei 5000 Menschen und 10 Millionen Dollar an Werten zugrunde gingen. Die Theorie des Talsperrenbaues ist aber heute derartig vervollkommenet, daß nach menschlicher Voraussicht ein ähnliches Unglück von gleichem Umfange sich nur dort wiederholen kann, wo sträflicher Leichtsinns und Gewissenlosigkeit das Scepter führen.

Wenn nach einer großen Ueberschwemmung die Wasser sich verlaufen haben und menschlicher Fleiß das Verführte wiederher-

zustellen beginnt, sind die Gefahren des Hochwassers noch keineswegs am Ende angelangt. Tausende von menschlichen und tierischen Leichen beginnen der Verwesung anheimzufallen, in den Kellern und anderen tiefgelegenen Hausräumen fault das stagnierende Wasser und auch die ländlichen Brunnen sind allenthalben durch Krankheitsbakterien verunreinigt. Nun beginnt zu all dem übrigen Unglück auch noch die Gefahr einer Typhusepidemie oder einer anderen ansteckenden Krankheit ihr dräuend Haupt zu erheben. Da es ganz unmöglich ist, in einem Ueberschwemmungsgebiet mit der notwendigen Schnelligkeit einwandfreies Trinkwasser zu schaffen, bleibt also nichts übrig, als alles zu Trinkzwecken bestimmte Wasser vor dem Genuß abzukochen und sich des Essens roher Gemüße zu enthalten.

Kleines feuilleton.

Kunstgeschichtliches.

Vorläufer der Buchdruckkunst. Daß die Anfänge der Buchdruckkunst bis ins Altertum zurückreichen, haben eine ganze Anzahl Funde bestätigt. Siegelzylinder, mit Hilfe derer man verkehrt geschriebene, d. h. in Spiegelschrift hergestellte Buchstaben auf Wachs oder Ton übertrug, sind bereits aus uralten babylonischen Funden bekannt. Gestempelte Backsteine hat man u. a. in den Ruinen des oberägyptischen Thebens gefunden. Von einer ausgedehnteren Verwendung dieses Druckverfahrens gibt eine runde Platte Kunde, die, wie das „Zentralblatt für Bibliothekswesen“ mitteilt, der Forscher Bernier bei seinen Ausgrabungen in der altägyptischen Stadt Thebis entdeckte. Diese Platte, aus fein geschlemmtem Ton hergestellt, zeigt auf beiden Seiten eine lange Inschrift, deren einzelne Schriftzeichen mittels Stempeln von Knochen oder Eisenbein eingedrückt sind. Es sind im ganzen 24 Zeichen, darunter 4 verschiedene Typen, deren Charaktere ebenso wie der Fundort auf ein Alter von weit über 3000 Jahre schließen lassen.

Astronomisches.

Die wissenschaftlichen Beobachtungen des neuen Kometen. Der den neuen sogenannten Tageslichtkometen eigentlich entdeckt hat, scheint nicht recht feststellbar zu sein. Wahrscheinlich sind es Vergleute in Johannesburg gewesen, deren Name der Nachwelt aber kaum überliefert werden wird. Die erste wissenschaftliche Beobachtung geschah durch den Astronomen Innes am Transvaal-Observatorium am gleichen Tag der Entdeckung, am 16. Januar, um 19^{1/2} Uhr nach mittlerer Greenwich-Zeit, als die Sonne noch über dem Horizont stand. Nach der mit dieser ersten Sichtung verbundenen Messung hatte der Kopf des Kometen einen Durchmesser von 6 Bogenminuten und einen Schweif von 1 Grad Länge. Der außerordentliche Glanz des Schweifs, der in diesem ersten Bericht hervorgehoben wird, ist zum Teil durch die ungewöhnliche Reinheit der Luft in jenem Gebiet von Südafrika zu erklären. Die erste Beobachtung in Europa geschah auf der Sternwarte in Cambridge am 19. Januar und verzeichnet den Kopf des Kometen mit einer Helligkeit, die dem Planeten Merkur entsprach, und den Schweif mit einer Länge von 2 Grad. Ferner ist hervorzuheben die Beobachtung an der Sternwarte in Mailand, wo der Komet bei vollem Tageslicht, aber ohne Schweif, gesehen wurde. Ein zunächst auffallender Punkt bei dem Vergleich aller Beobachtungen ist die Verschiedenheit in den Angaben über die Länge des Schweifs. Wahrscheinlich ist dieser Umstand durch die Unterschiede in der Richtung oder ungunstigen Beschaffenheit der Atmosphäre zu suchen. Die Lichtschwankungen, die mehrfach als ein schwaches, aber beständiges Glänzen des Schweifs beschrieben worden sind, haben ihren Ursprung wahrscheinlich nicht in ihrer Eigenschaft des Gestirns selbst, sondern sind auf Einwirkungen der Atmosphäre zurückzuführen, die bei dem niedrigen Stand des Kometen besonders stark sind. Außer dem Schweif ist das nach dem Horizont hin gerichtete Horn am Kometenkopf von mehreren Beobachtern gesichtet worden, so daß diese merkwürdige Erscheinung, die noch keine Aufklärung gefunden hat, wohl als Tatsache betrachtet werden muß. Auf Photographien erschien der Kopf des Kometen als ein bräunlichroter Kern, der mit einer nebligen Hülle von schwächerem Rot umgeben war. Die Größe des Kometenkopfs entsprach der des Planeten Mars bei seiner größten Erdnähe oder war noch etwas größer. Das Spektrum des neuen Gestirns ist zuerst an der Sid-Sternwarte beobachtet worden, und zwar gleichfalls bei Tage. Es stellte sich als ein kontinuierliches dar, ließ aber die helle Natriumlinie erkennen. Später wurden ähnliche Studien des Spektrums an der Sternwarte in Glasgow ausgeführt, die etwa dasselbe Ergebnis hatten, aber außerdem das Vorhandensein eines von Kohlenwasserstoffen herrührenden Bandes feststellten. Die Natriumlinie ist früher an dem großen Kometen von 1882 gesehen worden. Die doppelte Schweifbildung, die vorübergehend stattgefunden zu haben scheint, wird mit der des großen Kometen von 1874 verglichen, bei dem aber die Schweife weiter aus einander standen. Sogenannte Tageslichtkometen sind übrigens ziemlich seltene Besucher der Sonne. Während des neunzehnten Jahrhunderts erschienen solche nur in den Jahren 1843, 1847, 1853, 1861 und 1882. In England scheint man nicht übel Lust zu haben, dem Kometen den Namen „Parlamentwahlkometen“ zu geben, aber diese Reizung ist selbstverständlich von wissenschaftlichen Kreisen abgelehnt worden.